

Rebecca Westcott  
Pustebblumentage



REBECCA WESTCOTT



Puste  
BLUMEN  
Tage

Aus dem Englischen von  
Barbara Lehnerer

**dtv**

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Deutsche Erstausgabe  
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2014 Rebecca Westcott Smith  
Titel der englischen Originalausgabe: ›Dandelion Clocks‹  
2014 erschienen bei Puffin Books  
Published by the Penguin Group  
Penguin Books Ltd, London  
Umschlagbild und -gestaltung: Petra Hämmerleinova  
Gesetzt aus der Dante 11/14  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76165-9

Für Zachary, Georgia und Reuben,  
die bestens wissen, wie man lautstark lebt.  
Und für Adam,  
der unser Leben mit Trubel und Abenteuern füllt.





## DREI MONATE DANACH

---



Manchmal denke ich an die Schachtel ganz hinten in meinem Schrank, und ich frage mich, ob ich sie irgendwann wieder aufmachen werde. Ob ihre Seele wohl da drin ist und sich wünscht, befreit zu werden. Was sie wohl sagen würde, wenn sie mich jetzt sehen könnte. Sehen könnte, was aus mir geworden ist. Sehr lange denke ich nicht darüber nach, denn ich weiß ziemlich genau, was sie sagen würde – und dass ich damit nicht einverstanden wäre. Leben, sich freuen und lachen bedeutet zu vergessen – und das würde ich mir nie verzeihen. Außerdem hat sie mich verlassen und kann deshalb gar keine eigene Meinung mehr dazu haben. Hätte sie mitreden wollen, wie ich mein Leben lebe, dann hätte sie ja bleiben können, oder? Dann hätte sie mich nicht alleinlassen dürfen – mit einer Schachtel voller blöder, alter Tagebücher, die mir nicht weiterhelfen.



## DREIZEHN WOCHEN DAVOR

---



Könnte man tatsächlich vor Peinlichkeit sterben, dann wäre ich jetzt TOT. Eigentlich sollte es ein Gesetz geben, worin festgelegt ist, dass Mütter sich nicht so aufführen dürfen, als ob sie das Muttersein erfunden hätten. Meine tut so, als ob sie nie davon gehört hätte, dass Frauen überall und immer Kinder großgezogen haben, und zwar ohne sich in jede klitzekleine Kleinigkeit einzumischen. Jeden Tag schaffen Leute es, groß zu werden, ohne dass ihre Mütter ihnen »mit Rat und Tat zur Seite stehen«.

Fast hätte ich es ja auch geschafft. Ich hatte alles ewig lang geplant und mein ganzes Taschengeld gespart, damit ich Mum und Dad nicht um einen Vorschuss bitten musste – ich wusste, sie würden ausflippen, wenn ich es gegen ihren Willen tun UND sie obendrein noch dafür bezahlen lassen würde.

Ich hatte alles ausgekundschaftet – was nicht besonders schwierig war, weil der einzige Laden, in dem man sich in dieser öden Stadt Ohrlöcher stechen lassen kann, »Hair and Things« ist (ein völlig uncooler Girlieshop, in dem sie Schmuck, Haarbänder und töpfeweise Nagellack in Neonfarben verkaufen) –, und Alice hatte mich, wie ausgemacht, heute Morgen abgeholt.

Als wir dort ankamen, stand schon eine Warteschlange auf der Straße. Ich wurde ein bisschen nervös und wünschte mir, ich hätte meine Kamera mitgenommen – fotografieren beruhigt

mich immer –, und das Mädchen vor mir mit den unglaublich coolen lila-pinkfarbenen Haaren hätte ein geniales Foto abgegeben. Alice meinte, es würde nicht schlimmer werden als der Bienenstich, den ich mir mal beim Sportfest zugezogen habe – nicht besonders ermutigend, ehrlich gesagt, denn der war die reinste Folter gewesen. Egal, irgendwann war ich dran und saß auf dem Stuhl im Schaufenster.

Ich habe nie kapiert, warum der Stuhl ausgerechnet da steht, aber inzwischen weiß ich es. Er steht da, damit neugierige, übergriffige Mütter, die rein zufällig auf dem Weg zum Supermarkt an ›Hair and Things‹ vorbeikommen, augenblicklich sehen können, wie ihre Töchter ›ihre kostbaren Körper verunstalten‹ lassen. Dann können sie in den Laden stürmen und lauthals fordern, dass die erschrockene Verkäuferin sich erklärt – ›und zwar auf der Stelle, junge Frau‹.

*Meine* Mutter fragte als Nächstes mit einer Stimme, die bis ans andere Ende des Ladens drang (wo ich definitiv ein paar Mädels aus der Schule kichernd auf der Lauer liegen sah), wie ein seriöses Geschäft es zulassen könne, dass sich ein junges Mädchen derart verunstaltet. Die Geschäftsführerin war inzwischen auch herbeigeeilt und versicherte Mum, ich hätte behauptet, ich wäre schon über sechzehn, worauf Mum in ein wenig fröhliches Gelächter ausbrach und sie aufforderte, mich doch mal genauer anzusehen, und ob sie wirklich meine, ich könnte über sechzehn sein. Nein, sagte die Geschäftsführerin, bei genauerer Betrachtung würde ich nicht annähernd wie sechzehn aussehen, und dann fragte sie Mum, ob sie ihr einen Gutschein im Wert von fünf Pfund anbieten dürfe, um das Versehen wiedergutmachen.

Ich habe keine Ahnung, was Mum antwortete; ich war zu sehr damit beschäftigt, in den Boden zu versinken.

Mittlerweile hörten die Mädels aus der Schule der Unterhaltung ungeniert zu, stießen sich gegenseitig an und lachten sich krank. Alice, Heldin, die sie ist, stand mir zwar zur Seite, aber ihr Gesicht hatte eine extrem unvorteilhafte Rosaschattierung angenommen.

Nachdem Mum Hackfleisch aus der Geschäftsführerin gemacht und geschworen hatte, solange sie lebe, keinen Fuß mehr über die Schwelle von ›Hair and Things‹ zu setzen, drehte sie sich auf dem Absatz um und stürmte nach draußen.

Es war klar, dass sie von Alice und mir erwartete mitzukommen, was wir auch taten. Ohne ein weiteres Wort ging sie mit uns zum Auto. Auf der ganzen Fahrt zu Alice tat keiner einen Mucks. Alice und ich sahen uns immer wieder von der Seite an – irgendwie war mir ja fast zum Lachen zumute, aber immer wenn ich daran dachte, was eben passiert war, und dass es sich bis Montag über Facebook wie ein Lauffeuer an der ganzen Schule verbreiten würde, verging es mir. Alice sah wie versteinert aus – meine Mum kann einen ganz schön einschüchtern, wenn sie's darauf anlegt.

Wir setzten Alice vor ihrer Haustür ab und Mum schwieg immer noch. Alice drückte meine Hand und formte ›Viel Glück‹ mit den Lippen. Wir wussten beide, dass ich es wirklich brauchen konnte.

Mum fuhr wieder los, hielt aber hinter der nächsten Straßenecke gleich wieder an, und ich wappnete mich schon mal. Das Problem bei meiner Mutter ist, dass sie redet. Und redet. Ich glaube, denen beim Militär ist ein guter Trick entgangen – die sollten Mum mal auf ihre Feinde loslassen, dann hält sie denen eine Predigt, bis sie aufgeben. Ein paar Stunden mit ihr und sie bitten und betteln, dass man sie von ihr erlöst, und versprechen, sich zukünftig und für alle Zeiten anständig zu benehmen und

sich im Falle eines Ausrutschers über die Konsequenzen im Klaren zu sein.

Aber dieses Mal überraschte Mum mich. Ich dachte, sie wäre sauer, dass ich sie und Dad hintergangen hatte. (Nicht, dass Dad zu dem Thema irgendwas zu sagen hätte. Er weigert sich, darüber zu reden – sagt, dass er sowieso nicht versteht, was der ganze Wirbel soll, da er nun mal kein Mädchen wäre. So typisch – immer stellt er sich hinter Mum, egal worum es geht.) Wir hatten schon endlose Diskussionen über Ohrlöcher, und Mum sagt jedes Mal, ich müsse warten, bis ich dreizehn werde, dann könne man den Beginn meiner Teenagerzeit mit Ohringen angemessen feiern. Ich wende dann immer ein, dass es doch keine große Sache ist und alle meine Freunde viel gechilltere Eltern haben, die sich nicht in ihre Angelegenheiten einmischen, und dass es praktisch keinen Unterschied macht, ob man zwölf oder dreizehn ist.

Aber Mum verlor kein einziges Wort darüber, dass ich sie getäuscht hatte. Stattdessen klärte sie mich über das Risiko auf, das ich eben beinahe eingegangen wäre, und fragte mich, ob ich eigentlich über die Folgen missglückter Piercings Bescheid wüsste? Über Infektionsgefahr und Narbenbildungen? Ich glaube, der Ausdruck ›entstelltes Gesicht‹ fiel auch, aber ich hörte gar nicht richtig zu. Ich war zu sehr damit beschäftigt, mir zu überlegen, was für eine Strafe sie sich für mich einfallen lassen – sorry, welche Konsequenz die Sache für mich haben würde.

Mum ist stolz darauf, dass die ›Konsequenzen‹, die sie sich ausdenkt, zu dem jeweiligen ›Vergehen‹ passen, und ich versuchte, mir vorzustellen, wie ihr das wohl in diesem Fall gelingen würde. Ob sie von mir verlangen würde, mir selbst mit Nadel und Eiswürfel die Ohren durchzustechen? Oder ob sie einen Brief an die gesamte ›Hair and Things‹-Kette schicken würde,

mit der Aufforderung, ein Foto von mir in jedes Schaufenster zu hängen und mir lebenslanges Hausverbot zu erteilen? Ich hörte nicht, was sie sagte, und deshalb musste sie es noch mal wiederholen (was sie nicht ausstehen kann).

»Olivia – hörst du mir überhaupt zu? Ich habe gerade gesagt, ich werde einen seriösen Laden suchen, der sich mit der Sache wirklich auskennt; dann wir gehen zusammen dahin und lassen dir Ohrlöcher stechen. Wenn es dir so viel bedeutet, ist das in Ordnung, aber ich will nicht, dass du es heimlich tust.«

Wow. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich bekomme also wirklich Ohrlöcher! Und werde nicht mehr die Einzige in meiner Klasse mit langweiligen, ohrringlosen Ohren sein. (Gut, vielleicht haben nicht alle Ohrlöcher, aber diese Leute interessieren mich nicht.) Ich überlege bereits, was für Ohrringe ich mir kaufen soll. Bestimmt sehe ich cool damit aus. Ich habe knallbunte Papageienohrringe aus Holz gesehen, die würde ich natürlich nur aus Spaß tragen. Und für die Schule kaufe ich mir winzig kleine silberne Blumen – Gänseblümchen vielleicht. Eigentlich sollen wir da nur einfache Ohrstecker tragen, aber daran hält sich keiner.

Ich kann nicht fassen, dass meine Mum tatsächlich einverstanden ist! Ich liebe sie SO SEHR! Andererseits bin ich auch immer noch wütend auf sie, und Montagmorgen wird ein Albtraum. Alle werden wissen, was passiert ist. Aber vielleicht sterbe ich ja vorher doch noch an der Blamage – dann wird es ihr leidtun und sie wird endlose Reuetränen über meinem kalten, ungepiercten Leichnam vergießen. Sie nervt mich fürchterlich und ist so peinlich – und sie hat absolut keine Ahnung, was es heißt, zwölf Jahre alt zu sein. Außerdem wette ich, dass sie es sowieso nicht schafft, mit mir zum Ohrlochstechen zu gehen, bevor ich dreizehn bin.



## ZWÖLF WOCHEN DAVOR

---



Manchmal wünschte ich, ich wäre ein Einzelkind. Und müsste nicht andauernd Kompromisse machen und darauf achten, dass bei uns alles gerecht zugeht. Dann stelle ich mir vor, wie mein Leben aussehen würde, wenn ich mich nicht um meinen Bruder kümmern müsste. Das wäre so cool! Obwohl mein Bruder Isaac drei Jahre älter ist als ich, komme ich mir oft wie seine große Schwester vor. Wenn ich nicht da bin und auf ihn aufpasse, gibt es Tage, an denen er wirklich gar nichts checkt und sich in alle möglichen schwierigen Situationen hineinmanövriert. Definitiv ein Jungsproblem – manchmal versteht er einfach alles falsch. Doch es ist auch ein bisschen ein Isaac-Problem – ich weiß, er kann nichts dafür, aber wenn er mal wieder seinen schwierigen Tag hat, wünsche ich mir echt, er wäre eher wie die Brüder von anderen Leuten.

Heute zum Beispiel war so ein Tag. Mum bat mich, ihr Milch aus dem Laden an der Ecke zu holen und Isaac mitzunehmen. Ich hatte absolut keine Lust dazu, aber sie fand, er hätte jetzt lange genug in seinem Zimmer gehockt und PlayStation gespielt und bräuchte mal frische Luft.

Mum und Dad machen sich ständig Sorgen um Isaac. Sie glauben, dass er keine Freunde hat, und lassen sich immer wieder etwas Neues einfallen, um ihn von seiner PlayStation weg-

zulotsen. Dass ich nicht lache! Sie denken, sie wissen alles, ahnen aber nicht, dass Isaac massenhaft Freunde hat. Er trifft sich online mit seinen Gamekumpels und spielt gern mitten in der Nacht, wenn es bei ihnen auf der anderen Seite der Erde Tag ist. Sollten Mum und Dad ihm allerdings seine PlayStation verbieten, dann hat er wirklich keine Freunde mehr.

Ich weiß alles über Internetsicherheit, weil es in der Schule ständig durchgekaut wird. Isaac kriegt von solchen Dingen nicht wirklich viel mit, deshalb passe ich auf, was er so macht und mit wem er chattet. Er weiß, dass er seine Freunde im richtigen Leben nie treffen wird, aber genau das ist der Punkt – er würde es auch gar nicht wollen. Isaac fällt es schwer, mit anderen zu reden, aber wenn er online ist, kann er echt witzig sein. Und ich glaube, die meisten seiner Freunde sind sowieso Kids wie er.

Mum würde darauf bestehen, dass ich Isaac an die frische Luft schleife, so viel war klar. Sie weiß, dass nur ich ihn zu bestimmten Dingen überreden kann – was lästig ist, weil immer ich diejenige bin, die in sein miefiges Zimmer gehen und mit ihm verhandeln muss.

Ich gehe die Treppe hinauf.

»Je schneller ihr aufbrecht, desto schneller seid ihr zurück!«, ruft Mum mir nach. Ja – äußerst hilfreich, danke, Mum.

Ich klopfе auf die vereinbarte Art und Weise an Isaacs Tür – erst dreimal, dann zweimal, dann einmal, sonst reagiert er nicht. An dem Tag, an dem er diese Regel aufstellte, haben wir eine Stunde gebraucht, um den richtigen Code herauszufinden und ihn zu überreden, zum Abendessen nach unten zu kommen. Mums überbackene Makkaroni waren inzwischen so hart geworden, dass wir sie nur in einem einzigen großen Klumpen aus der Auflaufform bekamen. Schließlich besorgte Dad uns ein Family Meal von KFC (das Isaac verweigerte, da wir uns normaler-

weise nur freitagabends Essen holen, wir aber erst Mittwoch hatten).

»Los, komm – Mum möchte, dass wir Milch für sie kaufen gehen«, rufe ich ihm durch die Tür zu.

Keine Antwort.

»Isaac, ich weiß, dass du mich gehört hast. Mach auf oder ich singe!«

Das zieht immer. Isaac hasst es, wenn ich singe. Ich versuche, es nicht allzu persönlich zu nehmen, da er Singen generell hasst. Die Tür geht einen Spalt auf, aber Isaac sitzt schon wieder auf seinem PlayStation-Stuhl, als ich reinkomme. Dad ist der Meinung, dass er wenigstens auf seine Haltung beim Sitzen achten muss, wenn er schon so viele Stunden täglich spielt, und deshalb hat er ihm einen superteuren Spezialstuhl gekauft.

»Liv an Isaac: Los, bewege dich – wir gehen raus in die große weite Welt!«

Isaac gibt mit nichts zu erkennen, dass er mich gehört hat.

»Komm schon, Isaac – ich hab nicht den ganzen Tag Zeit«, sage ich mit einem Seufzer und fühle mich plötzlich erschöpft.

Nichts. Keine Reaktion. Hab ich schon erwähnt, dass mein Bruder sehr dickköpfig sein kann?

»Steh auf, Isaac, UND ZWAR SOFORT!«, fahre ich ihn an.

»Ich will nicht raus«, murmelt er und feuert eine Rakete auf einen Zombie ab.

»Ist mir egal – wir gehen jetzt.«

Er ignoriert mich und ich muss mein Ass ausspielen.

»Du weißt doch, welcher Tag heute ist, oder?«, sage ich bei-läufig.

»Ich bin ja nicht blöd, Liv – es ist Samstag«, brummt er böse. Er reagiert sehr empfindlich, wenn er glaubt, dass jemand ihn für dumm hält.

»Aber nicht irgendein Samstag«, sage ich, und jetzt beachtet er mich endlich. Seine Augen fliegen zu dem Wandkalender über seinem Schreibtisch und dann springt er auf; der Controller seiner PlayStation fällt auf den Boden.

»He – immer mit der Ruhe!«, rufe ich, während er an mir vorbeidrängt, die Treppe runterrast und gerade noch der Katze ausweichen kann, die auf der sonnenbeschienenen untersten Stufe liegt und döst. Sie ist an Isaac gewöhnt, flitzt aus seiner Reichweite und wirft ihm einen richtig bösen Blick zu.

»Warte doch mal – wir müssen noch unsere Jacken anziehen«, rufe ich ihm nach, aber er ist schon zur Haustür hinaus und läuft den Weg hinunter, ohne zu merken, dass es plötzlich zu regnen angefangen hat. Ich greife nach meiner Jacke und meiner alten Kamera (man weiß nie, wann das perfekte Motiv für ein Foto auftaucht), und Mum, die aus der Küche nach vorn gelaufen kommt, schiebt mir noch schnell Isaacs Jacke und einen 5-Pfund-Schein zu.

»Danke, Liv!«, ruft sie mir nach, während ich schon Isaac hinterherrenne.

Ich hole ihn gerade noch ein, ehe er einen Fuß auf die Straße setzen kann. Unsere Straße kreuzt eine belebte Hauptstraße – ich glaube zwar nicht, dass er versuchen würde, sie allein zu überqueren, das hat er noch nie getan, aber bei Isaac kann man nie völlig sicher sein, und eins weiß ich genau: Unübersichtlicher Verkehr verwirrt ihn.

»Warte doch auf mich – ich bin schließlich keine Olympialäuferin!«, sage ich heftig atmend und wanke auf ihn zu.

Isaac dreht sich nach mir um und sieht mich an, als ob ich nicht ganz dicht wäre. »Weiß ich doch, Liv. Du könntest nie bei der Olympiade dabei sein – du bist scheiße in Sport«, sagt er. Das ist noch so ein Punkt bei meinem Bruder: Er kann ganz schön

kränkend sein, weil er die Dinge immer SEHR genau beim Namen nennt.

Wir überqueren gemeinsam die Straße und gehen auf den Laden an der Ecke zu. »Kann's nicht mehr aushalten, kann's nicht mehr aushalten«, skandiert Isaac.

Einige Jungs aus meiner Schule kommen uns entgegen, und ich lege hastig meine Hand auf Isaacs Rücken und streiche mit sanften, kreisförmigen Bewegungen darüber. Er wird nervös, wenn er andere Jungen in seinem Alter sieht – er hat da ein paar scheußliche Erlebnisse gehabt und immer Angst, dass so was wieder mal passieren könnte.

»Wenn wir im Laden sind, hole ich die Milch und du kannst losziehen und dir deine Zeitschrift aussuchen«, sage ich, um ihn von den Jungs abzulenken, die jetzt nur noch ein paar Schritte von uns entfernt sind.

Isaac wendet sich mir erstaunt zu.

»Ich brauch mir die Zeitschrift doch nicht AUSSUCHEN, Liv – ich weiß doch, welche ich will. Die, die ich mir immer kaufe, an jedem ersten Samstag im Monat. Sie heißt ›Wie es funktioniert‹. Ich dachte, du wüsstest das.« Seine Stimme klingt ungläubig und ein bisschen beleidigt, aber es hat funktioniert – die Jungs sind an uns vorbeigegangen und ich muss Isaacs Rücken nicht mehr streicheln.

»Tut mir leid, Isaac, klar weiß ich das – ich bin vielleicht blöd!« Ich grinse ihm zu und er lächelt zurück. Isaac mag ja in vieler Hinsicht nervig sein, aber nachtragend ist er nicht. Wir sind jetzt fast da und er läuft mir mit großen Schritten voraus, weil er es nicht mehr erwarten kann. Als wir am Tor zum Park vorbeigehen, sehe ich in einer Pfütze einen umgekippten Gummistiefel liegen. Er ist winzig klein – wahrscheinlich ist er einem Kleinkind im Buggy vom Fuß gerutscht. Es sieht aber irgendwie cool

aus, wie der Stiefel da liegt, und ich nehme meine Kamera aus der Manteltasche, zoomte das Matschwasser und den knallroten Stiefel heran und mache ein Foto. Solche Aufnahmen mache ich wahnsinnig gerne – kleine Schnapshots, die eine Geschichte erzählen. Wenn ich mir dann später das Foto ansehe, werde ich mir immer ein kleines Kind vorstellen, das auf einem Bein weiterhüpft, damit sein Fuß nicht nass wird. Oder einen verlassenen Gummistiefel, einsam und allein, der sich nach seinem Stiefelzwilling sehnt. Dann sehe ich, dass Isaac schon ein ganzes Stück vor mir ist; ich stecke die Kamera ein und laufe ihm wieder hinterher. Eigentlich ist mein Bruder so was wie mein persönlicher Fitnesstrainer.

Jetzt sind wir im Laden und ich entspanne mich ein bisschen. Isaac würde nie etwas anstellen, wenn die Folge ist, dass er nicht mehr herkommen und seine Zeitschrift kaufen darf, denn nichts liebt er mehr. Auf dem Terminplaner an seiner Wand ist jeder erste Samstag im Monat mit einem leuchtend roten Stern markiert, um ihn daran zu erinnern. Ich lasse Isaac im Zeitschriftengang zurück und steuere auf die Milchprodukte zu. Dort nehme ich einen Karton Milch aus dem Regal und schlendere in den Gang mit den Süßigkeiten. Ich darf mir immer irgendwas vom Restgeld kaufen, und heute will ich mir richtig Zeit lassen, damit ich auch was Gutes für mein Geld bekomme.

Der erste Hinweis darauf, dass etwas schief läuft, ist der plötzliche Aufschrei der Verkäuferin.

»Hörst du sofort damit auf! Was machst du denn da, um Himmels willen!«

Ich sehe hoch und mir wird ganz schlecht. Sie läuft auf den Zeitschriftengang zu – den Gang, in dem ich Isaac zurückgelassen habe. Ich lasse die Milch fallen, renne um die Ecke und komme gleichzeitig mit ihr bei Isaac an.

Mein Bruder sitzt auf dem Boden, reißt wie ein Wahnsinniger Zeitschriften aus dem Regal und wirft sie neben sich. Er sagt nichts, flüstert nur vor sich hin.

»So benimmt man sich doch nicht! Was machst du denn da? HÖR AUGENBLICKLICH AUF DAMIT!«, schreit die Verkäuferin.

»Schreien Sie ihn nicht an«, sage ich zu ihr und lasse mich neben Isaac auf den Boden sinken.

»Red mit mir, Isaac – sag mir, was los ist«, bitte ich ihn ganz sanft.

»Es ist alles falsch, Liv, alles ist falsch«, murmelt Isaac, reißt weiter Zeitschriften aus dem Regal und schmeißt sie auf den Boden.

»Ganz ruhig, sag mir einfach, was los ist.« Am Ende des Gangs stehen ein paar Leute und glotzen neugierig.

»Von wegen ruhig!«, schreit die Verkäuferin. »Raus jetzt – und für den Schaden kommt er auf!«

Sie macht einen Schritt auf ihn zu.

»Fassen Sie ihn nicht an«, fahre ich sie an, aber zu spät. Sie packt ihn am Arm und versucht ihn hochzuziehen.

Großer Fehler.

Bevor sie ihn angefasst hat, war Isaac schon wütend, aber ich hätte ihn noch beruhigen können. Ihn anzufassen ist ein grober Fehler. Mum und Dad haben Isaac viele Regeln beigebracht, und eine davon besagt, dass man andere Leute nur dann berühren darf, wenn sie es wollen. (Früher konnte er nicht zwischen einer sanften und einer groben Berührung unterscheiden, und gelegentlich wird er immer noch ein bisschen, na ja – rabiati, weshalb wir ihm jetzt vorher sagen, wenn wir ihn in den Arm nehmen wollen, und NIEMALS würden wir ihm wehtun.) Die Verkäuferin hat eine entscheidende Regel verletzt, als sie Isaac am Arm

packte, und Isaac kann es nicht leiden, wenn Regeln verletzt werden, was verständlich ist, wo er sich selbst doch so darum bemühen muss, sie einzuhalten.

Schlicht ausgedrückt, er rastet dann aus.

Jetzt wirft er die Zeitschriften nicht mehr auf einen Haufen, sondern zerreißt sie, und dann gibt er diesen schrillen Schrei von sich, der einem durch Mark und Bein geht. Viele sagen ja, dass ihnen bei dem Geräusch eines Fingernagels auf einer Wandtafel ein Schauer über den Rücken läuft – aber das ist gar nichts gegen Isaacs Schrei, wenn er erst mal richtig loslegt.

Die Verkäuferin weicht auch sofort zurück, was mich eigentlich erleichtern sollte. Aber ich zerbreche mir bereits den Kopf, wie ich Isaac aus dem Laden bugsieren kann, ohne dass wir beide verhaftet werden. Ich höre das Ts-ts der Glotzer und würde sie wahnsinnig gerne beschimpfen, aber Mum sagt immer, dass man sich nicht auf ihr Niveau begeben darf und dass es ihnen an Verständnis fehlt.

»Isaac, es ist okay, alles ist gut. Wir gehen jetzt nach Hause und Mum renkt die ganze Sache wieder ein«, sage ich mit ruhiger und fester Stimme. Wenn Isaac merkt, dass man selber ausflippt, macht es die Sache nur noch schlimmer. »Gehen wir nach Hause, Isaac. Lass einfach alles liegen. Hr auf jetzt und komm mit.«

Dann weit ich nicht mehr, was ich noch sagen soll, und ziehe schon mein Handy aus der Hosentasche, um Mum anzurufen, da hört Isaac auf zu schreien.

Die Stille kommt genauso unerwartet wie sein Schrei. Ich schaue ihn an, riesige Tränen laufen über sein Gesicht, er schluchzt laut und zieht bei jedem Schluchzer Luft ein. Jetzt sieht mein großer Bruder aus, als wäre er fünf Jahre alt.

Ich nehme ihn an der Hand und gehe mit ihm den Gang ent-